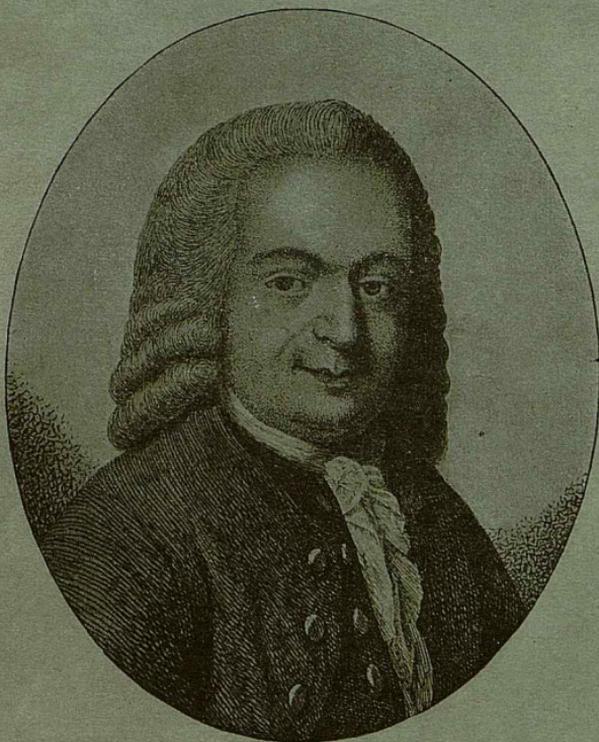


§ 5490

Johann Christian Günthers Schulzeit und Liebesfrühling.

Ein Beitrag
zum Lebensbilde des Dichters



von

Adalbert Hoffmann.

Januar 1908.

Verlag von Oskar Hellmann, Jauer i. Schlef.

Johann Christian Günthers Schulzeit und Liebesfrühling.

Ein Beitrag
zum Lebensbilde des Dichters

von

Adalbert Hoffmann.

~~~~~ Januar 1908. ~~~~~

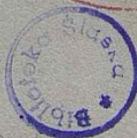


Verlag von Oskar Hellmann, Jauer i. Schles.

1930 R 5577

„General-Anzeiger f. d. R.“, G. m. b. H., Hirschberg i. Schles.

Sonderabdruck aus dem „Wanderer im Riesengebirge“, dessen Nrn. 287—294 bereits von dem Verfasser den Beitrag „Johann Christian Günther und sein Freundeskreis in Landeshut, Schmiedeberg und Hirschberg“ enthielten.



2306.2000

|           |
|-----------|
| Bz 212 15 |
| 83015 I   |

55480

**H**ogleich der Gegenstand dieses Beitrages bereits einmal von Heinrich Schubert in seinem „Günther in Striegau und Schweidnitz“ in Nr. 263, 265 f. des Wanderers i. N. mitbehandelt worden ist, so sind doch zu diesem wichtigen Abschnitt aus dem Leben unseres Dichters noch so viele Fragen offen geblieben, daß ihre Lösung eine besondere Abhandlung rechtfertigt. Abgesehen von seiner Bedeutung für die Lebensgeschichte Günthers, gewinnt der Beitrag wohl auch als Kapitel von den Anfängen einer der sog. Gnadenschulen und als Kulturbild aus einer schlesischen Mittelstadt die Teilnahme des Lesers. Wie wir aus mehreren Gedichten wissen, erhielt Johann Christian Günther seinen ersten Unterricht von seinem Vater. Sein Biograph Steinbach erzählt, daß der Knabe durch ihn in frühen Jahren nicht allein einen guten Begriff von der lateinischen Sprache erlangt habe, sondern auch im Griechischen so weit gebracht worden sei, daß er es im 12. Lebensjahre schon für sich allein habe weiter treiben können. In einem Glückwunschgedicht „auf das Namensfest seines Vaters den 21. Juni 1714“ (Ged. 1054) erkennt auch der 19jährige Jüngling später die unermüdlichen Unterweisungen seines Vaters in den dankbarsten Worten an:

„Wie manchen Sommertag, wie manche Winternacht  
Hat meine Kindheit Dir betrübt und schwer gemacht!  
Kein Tropfen saurer Schweiß, der oft so unverdrossen  
Bei überhäufeter Müß mir auf das Buch geflossen,  
Gerete Deinen Mund, wenn ich zur Seiten saß  
Und meinen (höchsten Schatz,) den goldnen Maro, laß.  
Ach Vater, Vater ach! ich wünschte Deine Lehren  
Anjeh, wie zuvor, mit Wollust anzuhören.“

Um den geweckten Knaben eine höhere Schule besuchen zu lassen, dazu fehlten dem Vater die Mittel, da ihm die ärztliche Praxis in der damaligen kleinen Landstadt Striegau nur einen mäßigen Gewinn abwarf. Die am 26. Januar 1708 eröffnete Lateinschule in Schweidnitz, gleich den bewilligten Gnadenkirchen eine Errungenschaft der schlesischen Protestanten in dem Ultranstädter Frieden (24. 9. 1706), winkte daher trotz ihrer großen Nähe vergeblich in die Nachbarstadt hinüber. Der Bericht Steinbach's über die unerwartete Hilfe, die sich dem alten Günther von selbst anbot, trägt durchaus den Stempel der Wahrheit an der Stirn: „Da hieß es recht: Not lehrt beten, und zu diesem, erzählt er, nahm auch der junge Günther die einzige Zuflucht, wie ihn denn einmal seine Mutter auf einer wüsten Stelle hinter dem Hause knieend antraf, da er Gott herzlich ansah, daß er doch Mittel und Wege schicken wolle, bei dem Studieren fortzukommen. Gott erwies auch in kurzer Frist hierinnen seine Vorsorge, und zwar auf eine solche Weise, daran weder er, noch seine bekümmerten Eltern jemals gedacht. Es kehrte nämlich Herr Doktor Thiem, damaliger Praktikus in Schweidnitz<sup>1)</sup>, kurz darauf von einer Reise über Striegau nach Hause. Und weil es sehr spät war, daß er die Nacht über da bleiben mußte, ließ er den Herrn Vater unsers Günthers zu sich bitten, um sich mit einer Unterredung die Zeit zu vertreiben. Sie kamen unter anderem auch auf seinen Zustand zu sprechen, und der alte ehrliche Günther erzählte, wie schwer es sei, an einem so schlechten Orte was zu erwerben, daß er also mit dem wenigen zwar vergnügt, aber gar sparsam leben mußte. Dem Herrn Doktor Thiem waren die Umstände der Stadt Striegau überhaupt und der dasigen Bürgerschaft bekannt, daher trug er Mitleiden mit ihm und versprach, ihm in seinem betrübten Zustande womöglich treuliche Hilfe

<sup>1)</sup> Joh. Kaspar Thym (gestorben 1718) verfaßte eine „kurze Beschreibung des schlesischen Urtwasserischen Sauerbrunnens“ (Schweidnitz, 1698).

zu leisten. Es sagte ihm auch Herr Günther, wie weit er es schon mit seinem Sohne in Sprachen, in der Poesie und anderen Wissenschaften gebracht, und wie eifrig und begierig er sei immer mehr zu erlernen. Dr. Thiem hatte denselben noch nicht gesehen, dennoch faßte er so eine große Zuneigung zu ihm, daß er sich entschloß, ihn in Schweidnitz bestmöglichst zu versorgen, erklärte sich auch gegen den alten Günther: Er wollte den Sohn zu sich nehmen, und des Abends mit Speise versorgen, des Tages aber ihm bei guten Freunden Freitische verschaffen. Der ehrliche Günther nahm es mit Danke an . . . . ."

Nicht lange darauf, zu Anfang des Jahres 1710, kam Johann Christian auf die Schweidnitzer Schule, um hier 5¼ Jahre (wohl die glücklichsten) seines Lebens zuzubringen. Von den damaligen Mitgliedern des Lehrerkollegiums scheint er nur zu seinem Rektor Johann Christian Leubschner in ein persönliches Verhältnis gekommen zu sein. Von dem Wirken dieses trefflichen Schulmannes hat zum ersten Male Berthold Litzmann in dem Anhang B (Die Schweidnitzer Gnadenschule) seines Werks „Zur Textkritik und Biographie J. Chr. Günthers“ (S. 141) ein liebenswürdiges Bild entworfen, das diese Zeilen noch durch diesen oder jenen kleinen Zug ergänzen mögen. Die pädagogischen Grundsätze und Anschauungen, mit denen jener erste Rektor in seinem Lehrplane hervortritt, wie „es lernet und siehet ein Schulmann nicht nur alle Tage, sondern fast jede Viertelstunde etwas Neues von seinen Schülern“ und „Die Zeit zur Absolvierung eines jeden Pensums soll so reichlich bemessen sein, daß es nicht unmöglich ist, dem Knaben den Verstand der Regeln so einzuprägen, daß er ohne große Mühe, Verlust des Schlafes, Furcht einer blutigen Strafe und vielmaliger Entbehrung des Morgen- und Abendbrotes selbige fassen könne,“ lassen ihn als einsichtigen, um die Förderung seiner Schüler in der wohlwollendsten Weise bedachten Erzieher erscheinen. Er führte die theatralischen Auführungen der Schüler schon im 2. Jahre des Bestehens

der Schule ein. Das erste war ein von ihm selbst verfaßtes Stück, dessen Tendenz seinem Lehrprogramm getreu sich gegen Pedanterie und übermäßig strenge Schulzucht richtete. Wie mochte aber Leubschcr darauf brennen, das dichterische Talent seines begabtesten Schülers, das sich zunächst in öffentlichen und privaten Gelegenheitsdichtungen aller Art genug tat, für die Schulbühne beschäftigen zu können!

Daß die Schüleraufführungen in und außerhalb der Schule großen Anklang fanden, zeigt am besten der Umstand, daß die Schulvorsteher die Errichtung einer neuen Schulbühne in dem obersten Stock des Glöckner- und Organistenhauses bewilligten, das bis zur Errichtung des neuen lateinischen Schulhauses (jetzt des Predigerwohnhauses nächst dem Glockenturm der Friedenskirche) zum ersten Schulunterricht im Jahre 1708 benutzt worden war. Das neue Theater sollte im Jahre 1714 eingeweiht und mit Aufführung des Dramas „Chrus“ von De la Rue eröffnet werden, mit dessen Übersetzung Günther betraut war. Er schreibt darüber am 21. Juli 1714 an Joh. Gottfried Hahn (seit Ostern Studiosus in Leipzig):

„Der neue Bau ist aus und das Theatrum fertig  
 (Denn Schauplatz kommt so kahl), ja jedem Tag gewärtig,  
 Wenn der Befehl erschallt, der Actus soll geschehn,  
 Die Szenen sind gemahlt und herrlich anzusehn.  
 Auf einer stuzt der Pan in einem deutschen Kleide,  
 Und an der andern sitzt ein Bacchus auf der Weide,  
 Atkän schießt ein Reh mit einer Flinte tot,  
 Hier trägt der Himmel Gras, dort ist die Erde rot;

In Summa kurz gefaßt! Paris und seinesgleichen  
 Muß in der Schauspielkunst vor uns die Segel streichen.

Ruæus giebet mir jetzt seinen Chrus vor,  
 Der treibet manches mal die Finger hinters Ohr.  
 Vier Szenen haben mich fünf Wochen schon gehudelt,  
 Die große Schwierigkeit macht, daß der Dichter sudelt;  
 Ich wolste, könnt' es nur nach meinem Willen gehn,  
 Viel eher Deutschland selbst von hier in Latien,

Ja gar den Riesenberg mit allen seinen Schätzen  
Als dieses Trauerspiel in kurze Reime setzen."  
(Ged. 1095).

Der Dichter sollte also wohl die Übertragung so fördern, daß der „Cyrus“ noch im September in Szene gehen konnte. Nicht ein äußeres Ereignis hemmte diese beabsichtigte Einweihungsfeier. Die Schwierigkeiten lagen allein, wie das Gedicht zeigt, in Günther selbst. Wenn B. Ditzmann (a. a. D. S. 148) vermutet, daß der Todschlag eines Schülers durch einen anderen die Verzögerung erkläre, so ist er durch Steinbach irre geführt, der diesen Trauerfall in das Jahr 1714 verlegt. Nach einer Mitteilung des Oberglöckners Scholz in Schweidnitz berichtet das Begräbnisbuch darüber, wie folgt:

„16. Febr. 1715 ist Johann Kühn von Rissen (Ries) aus Meissen durch einen tödtlichen Stich pleßiert und am 19. Febr. mit der halben Schule begraben worden, alt 23 Jahr.“

Da Günther mit der Übersetzung des Trauerspiels in der kurzen Zeit nicht fertig geworden war und bereits in einem Jahre die Schule verließ, so mag ihm sein Rektor empfohlen haben, sich bis dahin selbst in einem Theaterstücke zu versuchen und sich mit dieser Krönung seiner poetischen Leistungen in Schweidnitz von der Schule zu verabschieden, zumal Leubschcer bereits vorher (Oktbr. 1712) von seinen Schülern die Geschichte der Athenais, späteren Kaiserin Eudocia, dramatisch hatte bearbeiten lassen. Günthers Schuldrama behandelte die weiteren Schicksale dieser Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. und führte den Titel „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend vor Schweidnitz den 24. Sept. A. 1715 vorgestellte Eifersucht.“

Fürwahr einen besseren Abgang konnte Leubschcer seinem Lieblingschüler nicht geben. Andererseits aber stürzte den Dichter der jugendliche Eifer, der ihm angeborenen Neigung zur Satire die Zügel schießen zu lassen, in schwere Angelegenheiten und literarische

Sündel, deren Folgen ihn später schwer bedrückt haben. Er berüht sich einst selbst damit, daß er in seinem Theodosius „die Lasterer hin und wieder mit Hasenschrot getroffen“ habe, und berichtet 1720 darüber an seinen Leipziger Gönner M e n c e<sup>2)</sup> von Lauban aus (Nachlaß 208):

„Der Kampf ist auch nicht jung, er fing sich in den Klassen Der letzten Schulzeit an. Denn Schweidnitz ist ein Ort, Wo alles Striegeln fliehet; entfährt ein schlüpfrig Wort, So muß man gleich davor sogar auf Predigtstühlen Von Heuchlern böser Art (so schwere Ahndung) fühlen, Die Gott wohl nicht gebeut und leicht kein Mensch verdaut: Ich ging mit gleich und gleich den Loren auf die Haut.“

In diesem Punkte war der gutgemeinte Einfluß Leubschers auf seinen Schüler doch verhängnisvoll, mag jener auch nur, um diese Seite der Güntherschen Dichtkunst reifen zu sehen und reifen zu lassen, die satirisch-polemischen Ausfälle (auch gegen angesehene Persönlichkeiten) entweder entschuldigt oder gar gebilligt haben.

Die beiden Schweidnitzer Hauptgegner Günthers waren der Advokat und Polihistor T h e o d o r K r a u s e, der Herausgeber der „Vergnügung müßiger Stunden“, und der Pastor B e n j a m i n S c h m o l c k e, der am 5. Dezbr. 1714 als Inspektor der jungen Schule eingeführt worden war. Es gewinnt den Eindruck, als wenn erst an den damit geschaffenen Reibungsflächen in dem amtlichen und außeramtlichen Verkehr zwischen Leubscher und Schmolcke die später zwischen Günther und Krause entbrannte literarische Fehde zur lodernnden Flamme entfacht worden ist. Wie auf der einen Seite in sehr auffälliger Weise Krause dem Schmolcke so sekundiert, daß dieser als Angreifer wenigstens nicht in den Vordergrund tritt, so sicht auf der anderen Seite der Feuerkopf Günther für sich und seinen hochverehrten Lehrer gegen Überhebung, Heuchelei und Pedanterie.

<sup>2)</sup> Über ihn als Vorfahren des Fürsten B i s m a r c k mütterlicherseits s. Wittig, Neue Entdeckungen zur Biographie Günthers (Schweidnitz, L. Heege), S. 206 Anm.

Von den drei folgenden literarischen Proben aus Krauses „Bergnügung müßiger Stunden“ läßt die erste den Bund Krause-Schmolcke sofort erkennen. Wir dürfen voraussetzen, daß der eben erst als Schulinspektor eingeführte Benjamin Schmolcke dem Rektor Leubschner vorgehalten hat, daß Günthers poetische Begabung nicht sein Interesse für diesen Schüler verdiene. Eine Besprechung von Schmolckes Schrift „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz“ in der „Bergnügung müßiger Stunden“ (Teil IV. d. i. erster des Jahrgangs 1715) benutzt Krause zu folgenden Ausfällen gegen Günther:

„Dieser theure Mann (Schmolcke) ist durch unterschiedliche angenehme Poetische Werke schon bey der gelehrten Welt bekannt . . . . Die vorgefetzte *Prede* ist kurz, aber gut . . . . verschweiget sie nicht zu erinnern, daß ein gelehrter Prediger in Leipzig überhaupt dem jüngeren Jabro mit seiner *Futilitate Poetica*<sup>3)</sup> heimgeleuchtet. Vornehmlichen sind folgende Worte (Schmolckes) darinnen merkwürdig:

So sind auch in meiner Arbeit keine Parnassische Berge, die nicht ein einfältiger übersteigen könne. Meine Poesie fänget an die Täler zu lieben, und ich habe in meinen jüngeren Jahren bessere Verse aus gestrichen, als ich sie *ist* stehen lasse.

Welches sich Diejenigen merken mögen, welche in ihrem thörichten Gehirn schon Praesides auf dem Helicon sehen und deswegen in denen aufgeblasenen Gedanken stehen, niemand könnte so köstlich poetisiren, als sie *schmier*en“.

Das ist doch zweifellos auf den jungen Günther gemünzt gewesen, und wohl in diesem schweren Angriff ist die Ursache der Zwistigkeiten zwischen ihm und den beiden Gegnern Krause und Schmolcke zu suchen. Es ist kaum

---

<sup>3)</sup> Seichtheit im Dichten.

anzunehmen, daß Günther damals schon, wie zugeständenermaßen später, das Urtheil über die Schmolcke'sche Muse dahin gefällt hat:

„Bav sei ein ehrlich Kerl, nur dichten könn er nicht.“  
Denn der junge Anfänger lehnt sich noch gern an die Vorbilder der Schmolcke'schen Dichtkunst an. Jedoch eins ist sicher, daß er dem mißgünstigen Bruder in Apoll mit den verschiedenen Epigrammen auf Bav geantwortet hat. Daß Günther später (29. Dezbr. 1715) von Wittenberg ein Glückwünschgedicht zum Neujahr 1716 an Schmolcke gerichtet hat, widerspricht der auch sonst begründeten Annahme, daß mit Bav Schmolcke gemeint sei, nicht. Man braucht dabei nicht der Wittig'schen Erklärung (S. 147) dieses Glückwünschgedichtes zu folgen. Warum soll nicht einmal in Günther schon Anfang 1716 eine versöhnliche Stimmung, geboren aus den Gedanken des vorangegangenen Weihnachtsfestes, des ersten, das er fern von der Heimat verlebte, die Oberhand gewonnen haben?

Theodor Krause hat der vorhin mitgetheilten Besprechung noch eine Anmerkung hinzugefügt, die ebenso die volle Zustimmung zu Schmolckes hochmütigem Ausfall ausdrückt, nämlich: „Ich hoffe dir (Leser) nicht verdrießlich zu fallen, wenn ich etwas weitläufig von dieses Mannes Schriften mit Dir reden werde. Denn ich kann versichern, daß mir selbige st a t t d e s E ß e s lauter Appetit erwecken. Und ich weiß nicht, warum H. Gottschling, da er in der ersten Edition seiner Einleitung (p. 8) Herrn Schmolcken und Herrn M. Scharfen, ebenfalls einen hochverdienten Lehrer des Schweidnitzischen Gions, unter die deutschen Poeten gesetzt, selbige in der andern Edition wieder außen gelassen.“ Also auch in diesen Worten wieder das Bestreben, dem Verbündeten an einer für ihn empfindlichen Stelle nützlich zu sein.

Die wenig erquickliche Fehde Günthers mit Krause, die in seiner berühmten Satire „Der entlarvte Crispinus von Schweidnitz aus Schlesien oder die von den Musen gestriegelte Tadelsucht“ (Ged. S. 491)

ihren Höhepunkt erfährt, in allen Stadien zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur eine wenig bekannte Erwiderung Krauses auf Günthers Schläge mit der Britische abgedruckt, die für die Krause'sche Kampfsart bezeichnend ist. In dem XIV. Teile (also im zweiten des Jahrganges 1719) der „Bergnügung müßiger Stunden“ schreibt er in dem offenen Sendschreiben an einen guten Freund von denen annoch in Msto (=Manuskript) liegenden Actis Austriacis des seligen Dr. Lucae Badermeister:

„Anben sag ich Ihnen großen Dank vor die Notification meiner öffentlichen Adversariorum. Daß Sie aber von meinen heimlichen Feinden und Verfolgern nichts ausführlicher haben melden wollen, ist eben so viel, weilen ich diese, so wenig als jene aestimire. Denn Sie wissen ja wohl selbst, wie es auf dieser Welt herzugehen pfleget und wie keiner den anderen neben sich will empor kommen lassen (!!). Unterdessen nur Geduld. Ich halte mich an meinen Wahlspruch: *Malo invidiam quam misericordiam!* <sup>4)</sup>

„Aus den Ursachen ich mir auch vorgenommen hatte, meiner öffentlichen Adversariorum nichtswürdige Grillen mit einem *perpetuo silentio* zu übergehen und zu begraben. Weilen Sie aber schreiben: Meine Person würde in eine unbergeßliche Blame gerathen, wofern ich nicht das *Jus talionis* ergriffe und in *optima forma* mich rechtfertigte; So will ich Ihrem wohlmeynenden Rathe unverzügliche Folge leisten und Alles auf Urthel und Recht ankommen lassen.

Was also erstens den *medicinae Candidatum* und *Poetam Laureatum* in Wittenberg <sup>5)</sup> Johann Christian Günthern, sonst von Striegau aus Schlesien ge-

---

<sup>4)</sup> Ich will lieber gehaßt als bemitleidet sein.

<sup>5)</sup> Günther war freilich bereits seit Sommer 1717 in Leipzig und stand, als diese Beleidigung Krauses erschien, fast schon im Begriffe, nach Schlesien heimzukehren. Wir sehen, welche Gerüchte aus der schon seit 1 Jahre abgetanen Wittenberger Glendzeit noch über ihn in der Heimat umliefen.

bürtig, anbelanget, so habe herzliches Erbarmen mit seinem Entlarvten Crispino, sin-temalen Er weit klüger gethan, wenn er vor das Drucker-Lohn, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurfft nöthig ist, sich angeschafft hätte, damit er nicht more Poetarum ferme communi zerrissen oder verhungert einhergehen dürffte. Denn daß Er sich einbildet, Er müsse an mir zum Ritter werden, sind eitle Chimaeren, welche Ihm bloß von Schweidnitz aus durch etliche Flattergeister, so solches herzlich begehrten, sind beygebracht worden. Er möchte vielmehr in sich selbst gehen und sich examinieren, wie viel Ihm noch fehle eine Pille zu dreheln und ein Lattwerck herum zu kneten. Hat er aber was wichtiges wider meine müßigen Stunden einzuwenden, so lasse er seine Gelehrsamkeit sehen. Daß ich ihm aber auf seine ausgespieene Calumnien antworten sollte, darzu schäze ich mich viel zu vornehm."

Krause will hier offenbar den Schweidnitzer Stadtarzt Sigismund Hahn<sup>o)</sup> der Beeinflussung und Anstiftung des jungen Dichters zu den Angriffen auf ihn zeihen. Denn ebenso, wie Günther zu der Doktorpromotion Johann Siegmund Hahn's am 11. Febr. 1717 seine Satire auf Krause „Apollo ein Patient“ (Ged. 511) veröffentlichte, richtete der alte Doktor Hahn an seinen Sohn ein Glückwunschgedicht mit Anspielungen auf die Sucht Krause's, das Leben und Streben anderer zu bevormunden. Im Hinblick auf ein erst im Jahre vorher vollendetes literarisches Werk Krause's, „Schlesische Priesterquelle“ (2 Theile 1714 und 1716), heißt es nämlich darin:

„So muß man vordersamst die Priester-  
quelle fragen, ob Dein Geburtsstern auch zur  
Reverende paßt.“

<sup>o)</sup> Bekannt durch seine „Beschreibung des Peterswälder Gesundbrunnens“ (Schweidnitz 1732). Ihm gehörte das Haus Nr. 27 auf dem Schweidnitzer Marktplatz (Getreidemarktseite = damalige Kornlauben), Stadt Schweidnitz Rep. 40 Nr. VI 7 c des Breslauer Staatsarchivs.

Daß Krause von der Beteiligung seines Amtsgenossen, des geschworenen Advokaten des Amts- und Manngerichts Joh. Gottlieb Milch, an derselben Anfeindung (er dichtete das Spottgedicht, das als eine vermeintliche Arbeit Günthers in dessen Gedichte (S. 403) untergeschlüpft ist), etwas gewußt habe, ist nicht anzunehmen. Er würde sonst wohl kaum in dem 16. Teil der Vergnügung müßiger Stunden vom Jahre 1720 zu einer Zeit, als Günther noch nicht die Veröhnung mit Theodor Krause herbeigeführt hatte, in dem Aufsatze „Von Poeten, so zugleich Maler gewesen“, erst keimende Arbeiten Johann Gottlieb Milchs in so unbefangener Weise herausgestrichen haben: „Damit es aber auch nicht an Exempeln von Poeten fehlen möchte, welche mit der Mahlerkunst sich bekannt gemacht haben, als will, meinem Versprechen nach, mit beikommendem geringen Verzeichniß meine Aufwartung machen und derbey der gewissen Hoffnung leben, daß solches ehestens die gelehrte Feder des Herrn Johann Gottlieb Milchs um merkliches vergrößern wird.“

Theodor Krause hat in der That mindestens ein schlechtes Gedächtnis, wenn er sich seinen Lesern gegenüber i. J. 1719 als den Friedliebenden und grundlos Angegriffenen hinstellt. Denn in dem Jahrgange 1715 seiner „Vergnügung müßiger Stunden“, aus dem schon der erste hier mitgeteilte Ausfall gegen Günther und mittelbar wahrscheinlich auch gegen Leubsch er entnommen ist, zieht er wieder gegen dieselben Personen in dem Aufsatz „Unvermuthete Gedanken über das 24. Capitel des 1. Buchs Moses“ (Leipzig 1715, V. Teil S. 71), wie folgt, los:

„Die Konversation mit Frauenzimmern ist an sich innocent, und kann junge Leute zu guten Dingen und einem geschickten muntern Wesen anführen. b) Wie stehet es aber mit denen Frauen und Jungfern, welche sich mit denen Herrn Studenten und Schul-Jungen in eine allzugroße Bekanntschaft einlassen? Ich weiß wohl, daß es Mode ist, und mancher

Rektor richtet seine Untergebenen recht galant darauf ab. Die Felder müssen zu ihren Schwänken und die Brau- und Kretschenhäuser zu Ausübung der Galanterie dienen. Allein ich halte es mit jenem Engländer welcher meinte: Ein Schulfuchs und ein Complimentiste wären zwey gefährliche Thiere."

Hält man sich die beiden Anrempelungen Krauses aus dem Jahrgang 1715 seiner „Bergnügung müßiger Stunden“ vor Augen, so erscheinen folgende Verse in Günthers Satiren als der Widerhall auf jene 2 Angriffe und werden erst durch sie vollständig verständlich: „Gedacht und auch geschehn. Ihr Pierinnen lacht, Weil ein Gelehrter sich an einen Schulfuchs macht, Der, wie die Mißgunst spricht, der Ruthe kaum entgangen. Heißt das die Hasen nicht auch auf dem Pflaster fangen, Wenn man die Hunde gleich dazu im Busen trägt? Denn wahrlich! welcher nur vernünftig überlegt, Wie mich vor kurzer Zeit ein ungerheimer Bogen Mit meiner Pfußcherey im Dichten durchgezogen . . . .“

Die Abschrift, die dieses Gedicht (S. 415) überliefert, wird unter solchen Umständen mit ihrer Datierung 1715 schon Recht haben,<sup>7)</sup> und der am Schluß

<sup>7)</sup> Falls Lizmann und Enders, die das verspätete Abschiedsgedicht an Siegmund Windler in den April 1714 verlegen, damit Recht haben sollten, so müßte eine abfällige Äußerung Krauses nicht etwa bloß über die wenigen poetischen Erzeugnisse Günthers aus den ersten 3 Jahren seines Schweidnitzer Aufenthalts, sondern über die Dichter und ihre menschlichen Schwächen überhaupt vorhergegangen sein. Günther wirft ihm hier wenigstens u. a. vor: „Aus Einfalt tadelst er, was e nicht lernen kann, und greift das Mäusenchor mit Lasterworten an“ und „Poeten, gibst Du vor, sind meistens nasse Brüder, und dennoch leugnest Du die Wahrheit ihrer Lieder.“ Krause scheint ein freies Wort Günthers aus dem Namensglückwunsch für seinen Gönner Scharff zum 1. Jan. 1715 Nachl. 69 („Kein guter Einfall, nämlich eines Dichters, fällt in einen Wasserkrug“) aufgegriffen und gegen ihn verwertet zu haben.

erwähnte Abschied des Adressaten Winkler vielleicht mit dessen Besuch in der Heimat während der Universitätsferien in Verbindung stehen.

„Den Lehrern mußt er auf, was kaum zu ändern steht,

Fällt ja die Menschlichkeit, so wird ein Kreuz erhöht,  
An dem des Lästrens Maul das Ohr der Unschuld plaget.  
Mit Schülern fängt er schon den  
Bank in Schriften an,

Als hätt er nie gehört: Aus Schnaten werden Bäume.“

(Der entlarvte Crispinus, Ged. 491).

Von Schweidnitzer Gönnern, die unseren Dichter außer seinem Rektor nicht nur in der Entwicklung seiner Dichtkunst gefördert haben, sind noch kurz der kaiserliche Rat und Mannrechtassessor Gottlieb Milich<sup>8)</sup> und der Pastor Mag. Gottfried Balthasar Scharrff, sowie auch ein anderer Sohn des alten Dr. Hahn zu nennen. Die ersten Beiden stellten dem wissenshungrigen Knaben ihre Bücherschätze zur Verfügung, aus denen er sich das Wichtigste mühsam in ein Exzerptenbuch eintrug. Von Milich, der als Mitglied des Schulpräsidiums dem begabten Knaben noch etwas näher stand, sagt dieser dankerfüllt in seinen „letzten

<sup>8)</sup> Milich war also Richter bei dem Obergerichte des Fürstentums Schweidnitz-Jauer. Sein Sohn war Anwalt bei diesem Gericht. Der Umstand, daß auch Günthers Landeshuter Gönner später Advokat bei demselben Gericht wurde, hat mich verleitet, schon früher ein ähnliches Fürstentumsamt bei Speer vorauszusetzen und in dem Landeshuter Tagebuch hinter dem Namen Speer die Worte „Consul Svidnic . . .“ zu lesen (s. Wanderer XI. S. 53). Es ist jedoch bei genauer Prüfung statt Consul zu lesen: Camisol. Die weiteren Worte hat Ender's (Zeitschr. f. d. Philologie Bd. 39, 187) richtig als „Schneider, Kleid“ entziffert.

Milich besaß das Haus Nr. 5 der Burgstraße. In dem Dr. Thym'schen Hause Nr. 18 ebenda (jetzt Landratsamt) wohnte Günther (s. die in Anm. 6 angegebene Quelle) und ging auch bei Pastor Scharrff in dem 1708 neben und mit dem alten Schulhause errichteten Wohngebäude der 3 neuen Geistlichen viel ein und aus.

Gedanken“ auf dem Krankenlager in Leipzig (Frühling 1718):

„M i l i c h ist der theure Name, dessen rein und theures Gold,  
Ihr veränderlichen Zeiten, hier auf ewig schonen sollt.“

Und in dem am 21. Juli 1714 an seinen Schulfreund  
J o h a n n G o t t f r i e d H a h n nach Leipzig ge-  
sandten Briefe (Ged. 1095) gedenkt er des Exzerpten-  
buchs und des Hahn'schen Verdienstes um dieses:

„Wie öfters hat Dein Mund mir nicht das Ohr erquickt  
Und mein Exzerpten-Buch mit Weisheit voll gespickt!  
Wie selten ist Dein Herz mir in der Not entfallen,  
Wie reichlich hast Du mich, und zwar vor andern a len  
(Das heißt gekonstruiert) mit Deiner Huld ergezt,  
Wie sparsam und wie karg durch Deinen Zorn verlezt!“

Das von Theodor Krause bespöttelte pädagogische  
Ziel des Rektors L e u b s c h e r, seinen im reiferen  
Jünglingsalter stehenden Schülern durch Umgang mit  
dem weiblichen Geschlecht Gelegenheit zu geben, sich  
zeitig Gewandtheit und Sicherheit im geselligen Ver-  
kehr anzueignen, ist bei unserem für weibliche Schön-  
heit und Anmut leicht empfänglichen Günther nur  
Wasser auf die Mühle gewesen. Wir dürfen freilich nicht  
vergessen, daß er wohl hier auch seine eigenen Wege ging,  
daß er aber die von seinem Rektor veranstalteten Aus-  
flüge und sonstigen Vereinigungen der beiden Ge-  
schlechter zu Gesellschaftsspielen, Tanz und anderen Ver-  
gnügungen wenigstens von Mitte 1714 bis zu seinem  
Abgange von der Schule gewiß gern benutzt haben mag,  
um mit seiner Geliebten, Magdalena Eleonore Jach-  
mann (einer Schwägerin des Rektors Leubischer, den  
ihre um 2 Jahr jüngere Schwester Eva Maria erst am  
26. November 1710 geheiratet hatte) auch vor der Welt  
zusammen zu sein und ihr unter der Blume des Spiels  
zu huldigen.

Daß ihm das Geheimnis der Liebe in R u s c h =  
k o w i t z bei Nimptsch, dem Wohnsitz des Herrn Wolff  
George von B o c k und P o l a c h, aufgegangen sei, hat  
Günther so schön in dem berühmten Gedicht an seinen  
Landeshuter Gönner Hans Gottfried von Beuchel

(Ged. 476) geschildert, worin er zur Muse der Dichtkunst also spricht:

„Du, die ich als ein Kind mir schon zur Braut erlesen  
Und ganz entzückt geküßt, eh' noch mein Witz erriet,  
Warum ich Flavian so gern ein Hühnchen briet;

„So gabst Du Dich mir gern und willig zu erkennen,  
Da wurden wir vertraut, mein Herz fing an zu brennen  
Und lernte nach und nach, zuerst von ohngefähr,  
Daß zweierlei Geschlecht und Lieben Leben wär.  
Jetzt kam mir der Besitz von Deiner Gunst zu statten  
Dort, wo mir Ruskowiz im kühlen Bindenschatten,  
Durch Philindrenens Fuß den ersten Wunsch entführt  
Und wo ihr Name noch viel glatte Birken ziert!“

Mit *Lizmann* (Günthers Ged. S. 11) ist gegen *Fulda* (Günther S. 27 Anm.) daran festzuhalten, daß hier *Flavia* und *Philindrene* dieselbe Person, die *Ruskowitzer* Jugendliebe des Dichters bezeichnet. Als Freund des gleichalterigen Sohnes des Besitzers, *Friedrich v. Bock und Polach*, muß *Günther* mit diesem sehr viel in dessen Elternhaus gekommen sein und Ferienzeiten und Feiertage dort verlebt haben. Wenn *Ruskowiz* nach den Kauf- und Auflassungs-urkunden erst im Juni 1713 in den Besitz des Herrn von *Bock* gelangt ist (*Lizmann Textkritik*), so ist dem Dichter das Liebesverhältnis mit seiner *Flavia* auch erst im Sommer 1713 dort erblüht, mag er das Mädchen auch schon vorher in der Familie seines Gastgebers gesehen haben. Der Spürsinn *Wittigs*, der darauf haute, daß der Dichter in mehreren Gedichten den frühen Tod der ersten Geliebten betrauert, ist auch hier wieder durch die Aufdeckung der Eintragung folgenden Todesfalles in dem Kirchenbuche von *Siegroth Kreis Nimptsch* mit Erfolg gekrönt worden: „1714 28. Februar ward Begraben die Fräul. Johanna von *Cobalinska*, ihres Alters 15 Jahr.“ (*Wittig, Urkunden und Belege* S. 15). Es kann sich offenbar nur um eine wohl früh verwaihte, jugendliche Seitenverwandte des Herrn von *Bock* oder seiner

Gattin Hedwig von Wentzky (nicht Menzky)<sup>9)</sup> handeln, die sie als Pflegekind in ihr Haus genommen hatten.

In der großen Totenklage um sie „Auf den Tod seiner geliebten Flavie“ (Nachlese S. 102) deutet Günther bildlich darauf hin, daß sie sich beide der Obhut der Frau von Bod, ihrer Wärterin, zu erfreuen hatten.

„Uns nahm die Wärterin, wir unsre Lust in Acht!  
Wir spielten in der Zeit, wir scherzten mit den Jahren,  
Sie aber auch mit uns. Ach! Schmerz, den ich erfahren,  
Der mir nun Schmerz gebiert. Auch unser Unverstand  
Verstand die Liebe schon. Ein doppelt Wiegenband  
Verknüpfte mich und sie. Wo sind dieselben Tage?  
Vergänglichkeit und Tod erörtert diese Frage  
Durch einen Todtenkopf; — —“

Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, daß auch dieses uns als Bruchstück überlieferte längere Gedicht kein Torso ist, wenn man den 6. Absatz durch den 10. Absatz ergänzt. Sie gehören beide zusammen und sind nur durch ein Versehen des Herausgebers der Nachlese Arletius getrennt worden. Der 6. Absatz lautet demnach vollständig also:

„Stirbt meine Flavie, so klagen meine Flöten,  
Der Schlag, so sie verletzt, muß mich auch selber töten.  
Klagt, lieben Vögel, klagt, weint Blumen, Feld und Vieh,  
Schreit Hirten, Berg und Thal, weil ihr der Tod zu früh  
Und mir zu langsam kommt. Mein bangsames Gewinsel  
Vermählt sich mit euch. Wer schafft mir Kiel und Pinsel,  
Der meine Schmerzen malt, der meine Sehnsucht trifft,  
Die ohne den Compaß und ohne Leitstern schiffst,  
Die ohne — doch was soll ein großes Wortgepränge?  
Dem Schmerzen ist mein Herz, und mir die Welt zu enge.  
Ich muß, doch aber nein. Ich werde, aber was?  
Ich kann, doch wie? Ich mag, wodurch? Ich will das  
Gras<sup>10)</sup>“

<sup>9)</sup> Diesen Druckfehler haben die Vorlagen der Enderschen Zeitfolge im Ged. 668 und 672. Auf S. 85 der Zeitfolge muß es außerdem 3. B. v. u., wie auf S. 86 Falkenberg (Städtchen in Oberschlesien) statt Falkenstein heißen.

<sup>10)</sup> Hier bricht mitten im Satz der 6. Absatz des Gedichtes ab. Die Auseinanderreißung von zusammengehörenden Versen und Gedanken liegt klar zu Tage.

(Neh wollen, wenn man muß) mit Blut und Tränen nezen,  
 Mich als ein lebend Grab zu Deinem Grabe setzen.  
 Wo mein Gelücke schläft, wo mein Betrübniß wacht,  
 Und meiner Liebsten Carg die Erde fruchtbar macht.  
 Hier soll ein Tränenbach auf die Gebeine schwimmen,  
 In deren Asche noch die zarten Funken glimmen.  
 Hier soll mein Herze selbst Dein bester Leichenstein,  
 Die Ueberschrift von Blut „hier liegt mein Leben“ sein.“

Wir haben noch ein kürzeres Gedicht Günthers auf  
 Flaviens Tod „Als er sich über ihren Tod betrübte“  
 (Ged. 933), worin er sie *Florette* (= junge Blume)  
 nennt, und ein wohl bei dem Oster- oder Pfingstbe-  
 such Günthers in Ruskowiz 1714 entstandenes Er-  
 innerungsgedicht „Als er sich der ehemals von Flavien  
 genossenen Gunst noch erinnerte“ (Ged. 1054). *En-  
 ders* (Zeitfolge 172) will allerdings den Ausruf „D  
 göldne Frühlingszeit!“ bildlich verstanden wissen und  
 deshalb das Gedicht in die übrigens nur vermutete  
 Einklehr Günthers in Ruskowiz im Spätherbst (Ok-  
 tober) 1719 legen. Es zwingt jedoch nichts zu dieser  
 Annahme, vielmehr deutet die Anrede:

„Erinnert euch mit mir, ihr Blumen, Bäum' und  
 Schatten,  
 Der oft mit Flavien gehaltenen Abendluft“

auf den Frühling als Entstehungszeit, und dem Heraus-  
 geber Fessel, der das Gedicht unter „Verschiedene  
 Jugend-Proben“ aufgenommen hat, wird es also auch  
 als ein Jugendgedicht Günthers zugegangen sein.

Nur noch ein kurzes Gedicht, die Kantate „Die  
 schöne Grausamkeit“ (Ged. S. 362), in der er die Ge-  
 liebte „*Anione*“ nennt, scheint der jugendlichen  
*Johanna v. Cobalinska* gewidmet zu sein.  
 In der Form eines Abendliedes wirbt er von Schweid-  
 niz aus nach einer Rückkehr aus *Ruskowiz* um  
 ihre Gunst. Das Gedicht ist nach seinem ganzen In-  
 halt nicht durch einen bestimmten Anlaß zur Eifersucht  
 eingegeben.

Im Juni 1714 tritt nun diejenige Geliebte Günthers,  
 die ihm von da an wie ein guter Stern über 6 Jahre hin-  
 durch in Glück und Unglück den oft unsicheren Lebens

pfad erhellt hat, Magdalene Leonore Jachmann von Schweidnitz, in seinen Gesichtskreis. Der Segen, welcher sich über unseren Dichter aus der von beiden ersehnten Verbindung mit dem um 5 Jahre älteren Mädchen ergossen hätte, läßt sich nicht ermessen. Mit Recht sagt Fulda (Günther XIV ff.), daß wir diesem Seelenbunde das Schönste und Reinste verdankten, was Günther geschrieben habe, daß diesen Liebesliedern an ergreifender poetischer Wahrheit, tiefer Innigkeit und hinreißender Leidenschaft nichts aus diesem ganzen Zeitraum zu vergleichen sei; und daß es fast erscheine, als ob er die oft (?) mißbrauchte Feier zu Leonorens Dienste stets neu besaite, damit kein unreiner Ton ihre Seele verleze. Es ist daher ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des Dr. Karl Enderz, daß er sich in seiner „Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers“ (Dortmund 1904) zum 1. Male der nicht leichten Aufgabe unterzogen hat, die an Leonore Jachmann gerichteten Gedichte Günthers möglichst vollständig herauszusuchen und zeitlich zu bestimmen und an der Hand der Leonorenlieder die Entwicklung dieses Herzensbundes von seinem Entstehen bis zum Zerreißen mit philologischer Genauigkeit zu verfolgen. Daß seinen Ergebnissen, namentlich in einigen Fällen, wo er gegen Wittig verdienstvolle Vorarbeiten den Lizmann'schen Feststellungen folgte, nicht rückhaltlos beizustimmen war, schmälert die seiner mühevollen Arbeit gebührende Anerkennung nicht. Ist doch ein Irrtum bei den Günther-Biographen von der fehlerreichen ersten Lebensbeschreibung an, die wir dem Breslauer Arzt Dr. Steinhach (1738) — wir dürfen schon sagen — verdanken, weil sie dem kritischen Forscher immerhin eine Reihe von Personalien und wichtiger Fingerzeige bietet, nichts Seltenes und nichts Ungeheuerliches! Aber trotz alledem wird es den am Werke befindlichen vereinten Kräften in nicht zu langer Zeit endlich gelingen, die von Karl Hofmann vor dem 200. Geburtstag des Dichters in Besorgnis gestellte Zweifelsfrage,

ob bis dahin wohl eine kritische Ausgabe seiner Gedichte und eine richtige Darstellung seines Lebens vorhanden sein wird, aus der Welt zu schaffen. Nur dürfen nicht grade bei der Untersuchung der Frage, in welchem Maße der Sohn Schuld an dem Zerwürfnis mit dem Vater trägt, immer wieder Rückfälle eintreten und neue Irrtümer und haltlose Beschuldigungen auftauchen.<sup>11)</sup>

Und nun schildert uns eine große Reihe von Gedichten die Anknüpfung und die Wechselfälle des Herzensbündnisses zwischen Günther und Leonore in Schweidnitz. Da sich zu der Enders'schen Anordnung der betreffenden Gedichte, die sich im wesentlichen mit den Erklärungen Wittig's über die Phasen dieses Liebesverhältnisses deckt, in der Hauptsache nur ergänzende Zusätze machen lassen, so kann sich die nachfolgende Darstellung darauf beschränken, die neuen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen. Das erste sich mit Leonore Jachmann beschäftigende Gedicht Günthers ist Ged. S. 273 mit der Überschrift „Auf ein Mädchen, so er einstmals bei einem guten Freunde in der Nachbarschaft sahe zum Fenster heraussehen“. Dieses Ereignis fällt, wie Enders und Wittig aus dem Gedicht S. 631 berechnen, in den Juni 1714. Zur Bestätigung des Günther'schen Selbst-Beugnisses in

<sup>11)</sup> So ist die von A. Ropp zur Erörterung gestellte Frage, ob der Sohn durch sein jahrelang festgehaltenes Benehmen, durch seine frechen (?) Aeußerungen dem Vater gegenüber, durch seinen Größenwahn, seine Zanksucht und Nechthaberei das oft mißhandelte, schwer verletzte blutende Vaterherz nicht förmlich zur Verhärtung gezwungen habe (A. Ropp, Bericht über W. v. Scholz, Strophen Christian Günthers in Nr. 8/1903 der deutschen Literaturzeitung) schon durch die eigne Erklärung des Vaters gegenüber einer selbst von Dr. Steinbach (Günthers Leben S. 54) nicht als verbürgt mitgetheilten Klatschgeschichte (Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens, Schweidnitz 1738, S. 263) in dem wichtigsten Punkte widerlegt. Und was seine Streitigkeiten betrifft, so wissen wir jetzt, daß er in dem langjährigen Zwist mit Krause-Schmolcke der Angegriffene war und in berechtigter Abwehr gehandelt hat.

diesem Gedicht kann sogar noch ein weiteres Gedicht dienen. Günther erhält nämlich rasch die gewiß eifrigst gesuchte Gelegenheit, Leonore bei einem wohl von ihrer Schwester Eva Maria herbeigeführten geselligen Zusammensein kennen zu lernen. Beim Pfänderpiel genießt er die Seligkeit des ersten Kusses auf Leonorens Lippen. Es ist dies drei Tage vor dem 21. Juni, dem Namenstage seines Vaters, zu dessen Feier der junge Günther sich jährlich auf 1 bis 2 Tage nach Striegau zu begeben pflegte. Wie bekümmert ihn doch schon diese kleine Trennung nach dem nur flüchtigen Kennenlernen der Geliebten, die ihn durch freundliches Entgegenkommen beglückt und ermutigt haben muß! Wahrscheinlich reiste auch Leonore auf einige Tage nach Breslau zur Feier des Namenstages ihres Onkels, des Goldschmiedältesten Johann Sachmann, in dessen Hause sie immer während ihres öfteren Aufenthalts in Breslau gewohnt haben dürfte, und verlängerte noch dadurch den Trennungsschmerz ihres Lehrers, der also mit Grund klagt:

„Da sieh nur an, mein Kind, wie grausam mich das Glück  
Als keinen auf der Welt in allen Sachen drückt,  
Es gab Dich mir zu sehn, es gab mir Deinen Kuß  
Und mitten in der Lust, im Anfang unsrer  
Flammen

Reißt uns sein harter Schluß  
Durch einen Strich vonsammen,  
Der Dich in Unruh setzt und mich beschämen muß.

Es scheint zwar etwas viel, drei Tag' einander kennen  
Und in drei Tagen schon von gleichem Zunder brennen,  
Dies scheint dem Pöbel viel, doch wundert mich es nicht.  
Denn Lieben ist ein Bund getreu- und edler Herzen,  
Die durch der Augen Licht  
Sogleich verbindlich scherzen,  
Sobald die Ähnlichkeit der Geister auswärts bricht.“

In der nächsten Strophe dieses Gedichts „An Dolorinen“ (Nachlese S. 92) schildert Günther weiter, wie sich ihre gegenseitige Annäherung bei Scherz und Spiel vollzogen hat:

„Frag Dich nur selber aus, so wirst Du mich ergründen,  
Besuche Dich genau, Du wirst mein Herz schon finden,  
Da, wo die Koj' und Schnee den vollen Busen deckt.  
Nuch Dein Herz fing ich bald mit halb erstohlnen Küssen,  
O, zärtliches Confett,  
Davon Du selbst wirst wissen,  
Wie kräftig und wie gut es auch im SchLafe schmeckt.

Das Drücken schöner Hand ergötzt mir noch die Sinnen;  
Der Vormitz saß dabei und ward es doch nicht innen,  
Wenn unser Finger Scherz die stumme Sehnsucht wies.  
So schön entzückt uns kaum der Morgenröthe Prangen,  
So schön kein Paradies  
Als damals Deine Wangen,  
Da sich mein fauler Geist Dein Mäulchen wecken ließ.

O Lust voll Eitelkeit! so flüchtig sind die Sachen,  
Woraus wir Sterblichen ein himmlisch Glück machen;  
Der vierte Mittag kommt, so heißt es: Gute Nacht.  
Wie mir zu Muthe sei, das wirst Du selbst wohl fühlen.  
Wer hätte dies gedacht,  
Daß so ein kurzes Spielen  
So viele Seelenangst und bange Sehnsucht macht.“

Die nun folgende Darstellung des durchwanderten  
Geländes paßt sehr wohl auf die Gegend zwischen  
Schweidnitz und Striegau. Über den auf dem halben  
Wege belegenen Nonnenbusch s. Wittig, Neue  
Entdeckungen S. 28. Wegen der unerträglichen Hitze  
auf dem am Mittag angetretenen Fußmarsche schlug  
der nicht sonderlich kräftige Jüngling den schattigsten  
Weg ein.

Ach, könnt ich Dir mein Leid in Bildern überschicken,  
Ach, hätt' ich Deinen Ruß, wie würd' er mich erquicken,  
Da Hitze, Weg und Sand den müden Körper quält!  
Vor Schmerzmuth hab ich schon in Wiesen, Thal und Haiden  
Den rechten Weg verfehlt  
Und dies mein strenges Leiden  
Den Sträuchern und der Luft und mehr mir selbst erzählt.

Bleib, Chlorine, bleib, so wie ich Dich gefunden,  
Ich meine, klug und treu und reiß die Abschiedswunden  
Dir doch nicht gar zu oft durch blöden Kummer auf.  
Soll unsre Freude blühen, so wird es sich schon finden,  
Du siehst des Wetters Lauf;  
Bei so viel Nüss' und Winden  
Verzagte fast die Welt, jetzt folgt der Sommer  
drauf.

Deutlicher kann wohl das Gedicht selbst seine Entstehungszeit nicht bezeichnen, als durch die letzten beiden Verse. Am 21. Juni ist Sommers Anfang. Auch aus dem einzigen vorhandenen Gedicht an Günthers rechte Mutter *Anna*, geb. *Eichbender*, „Namenswunsch eines Sohnes an seine Mutter“ (Geb. 1058) wissen wir, daß er ebenso zu ihrem Namensfeste am 26. Juli 1710 von Schweidnitz herübergekommen ist. Er wird daher auch das Namensfest seiner *Eleonore* nicht unbezungen gelassen haben.

Enders (Zeitfolge 178) hat mit Recht Günthers Vorliebe für Zahlen und Daten, an die sich Erinnerungen knüpften, betont und hervorgehoben, daß nicht ohne Absicht zwei der bedeutendsten Erinnerungsgedichte auf den 10. Juli datiert sind. Der Dichter hat damit gewisse Marksteine in seinem Leben selbst festgelegt und macht es seinen Biographen leicht, aus seinen Gedichten, die ja in der Hauptsache nichts anderes als das Bekenntnis seiner Erlebnisse sind, die zuverlässigen Grundlagen für seine Lebensgeschichte zu gewinnen. Mit dem 10. Juli, als einem wichtigen Gedächtnistage für die beiden Liebenden, hat es nun folgende Verwandtnis.

Am 11. Juli verzeichnete der damalige Kalender als Namenstag *Eleonore*, und dieser Name ist auch in den auf der Breslauer Stadtbibliothek vorhandenen Jahrgängen 1711 und 1713 des in Schlesien allgemein verbreiteten Neubarth'schen Schreib-Kalenders in roten Lettern gedruckt. Der 21. Februar als Leonorentag gehört dem neueren Kalender an. Das Gedicht „An seine Schöne, als sie ihr Namensfest beging, Schweidnitz 1714“ (Nachlese 224) kann sich nur auf *Eleonore* Zschmann beziehen, trotz des darin angeschlagenen freien, stark sinnlichen Tones. *Eleonore* weiß aber, wie wir sehen werden, das Feuer ihres Verehrers von seinen Schlacken zu befreien. Wenn er sie in dem Namensfestgedicht als englische Grisette anredet, so will er damit nur sagen, daß sie in ihrem bescheidenen Kleide (Grisette ursprünglich = graues



Hauskleid) ein Engel sei. Die übertragene Bedeutung im schlechten Sinne (junge leichtfertige Person) kann hier nicht gemeint sein, wie die in dem folgenden Auszuge gesperrt gedruckten Stellen zeigen:

„Wenn dieses welke Blatt, <sup>12)</sup> Du englische Grissette,  
Nicht seine Kostbarkeit von Deinem Namen  
hätte,

So sprach ich allerdings, daß meine Dichterei  
Des Feuers würdiger als Deiner Augen sei.  
Die Ehrfurcht, so mein Geist vor Deiner  
Gottheit heget,  
Die Liebe, so mein Herz zu Deiner Schönheit trägt,  
Sind Feinde, deren Streit mich beiderseits verlegt,  
Nachdem sie meine Brust zur Wahlstatt ausgesetzt,  
Auf welcher sie bisher mit gleichem Glücke kriegten;  
Denn beide sind geschickt, einander  
obzuziegen.

Die Liebe, wie es scheint, bekommt nunmehr das Feld,  
Weil Dein geneigter Blick ihr Schutz und Rücken hält.  
Sie selbst hat mir die Hand zu dieser Schrift geführt,  
In welcher meine Pflicht das erste Kind  
gebietet.“

Der Dichter will damit bekennen, daß er seiner Angebeteten einen Namensfestwunsch zu dem ersten Namenstage seit Anknüpfung ihrer Beziehungen schulde, und daß das Gedicht der Erstling der ihr dargebrachten pflichtmäßigen Huldigungen sei.

„Verzeih, berühmtes Kind, die Freiheit meiner Lieder  
Und ist des Dichters Scherz der Tugend  
nicht zuwider,  
So laß mich dieses mal, es kann gar leicht geschehn,  
Die Sonne Deiner Huld im ersten Zeichen  
sehn;  
Dies ist ein guter Blick, der mit geneigten  
Lichte  
Den wohlgemeinten Wunsch nach Deiner Güte richte.“

<sup>12)</sup> D. h. das nicht besonders gelungene Gedicht.

Die Geliebte soll also zum Zeichen, daß sie über seine Wünsche günstig richte, d. h. sie gut aufnehme, am Abend einen verständnisinnigen Blick von ihrem Fenster aus ihm über die Straße zuwerfen. Auch die Umstände, unter denen der verliebte Dichter die ganz nach seinem Wunsche ausgefallene Antwort empfängt, hat er in der zu demselben Tage gedichteten „N a m e n s k a n t a t e auf seine Liebste zur A b e n d z e i t“ (Ged. S. 355) besungen, aus der es genügen mag folgende Verse wiederzugeben:

Aria:

„Ich versteh wohl, was ihr wollt,  
Ihr erbohten Abendwinde!  
Will ein eifersüchtig Nasen  
Mir so Wort als Schall verblasen,  
Schwör ich doch bei meinem Kinde,  
Daß ihr wenig Schaden sollt.

Rezitativ:

Sie hat mein Herz bei sich,  
Dies könnt ihr wohl nicht rühren;  
Drum weiß sie auch in Leid und Lust,  
Was ich und meine Brust  
Auch ohne Wort vor Sprache führen . . . . .

Aria:

Sie bleibt mein Licht und meine Sonne,  
Nach der sich meine Sehnsucht lehrt;  
So lange Geist und Blut noch brennen,  
Wird sie nichts mehr bewegen können,  
Als was ihr aus den Augen fährt.

Rezitativ:

Dies Abendopfer zeigt Dir  
Pflicht, Ehrfurcht und Begier,  
Dein Glück stets vermehrt zu wissen.  
Mein Lager hat kein sanfter Kissen,  
Als die Zufriedenheit,  
Wenn das Verhängnis und die Zeit  
Mich Deiner Lust versichern.  
In meinen liebsten Büchern  
Erscheint mir jetzt kein Blatt,  
Das größern Nachdruck hat,  
Als da Dein Fest und Namen  
Mit roten Silben lacht.

Aria:

Bemüht euch nicht weiter, ihr schläfrigen Blicke,  
Begebt euch vom Fenster ins Lager zurückel  
Das Opfer der Andacht wird kräftig geschehn.  
Die Vorsicht verspricht euch ein zärtlich Vergnügen,  
Und wird euch die Dauer zur Menge stets fügen.  
Geht, eilet, den Anfang im Schlummer zu sehn."

Trotz der Ungunst des Wetters gibt Leonore von dem Fenster ihres Zimmers das ersehnte Zeichen und nimmt nun die Huldigungen des jüngeren Verehrers gern entgegen. Beide haben Grund, die gegenseitig gefaßte Neigung vor der Welt und auch vor Leonorens Angehörigen zu verbergen. Nur eine Freundin Johanna scheint von ihr zuerst eingeweiht worden zu sein.

"Dort blickt der Altan vor, auf dem wir sechs zig Wochen  
Die Wächter hinter's Licht geführt,"

sagt Günther in dem Gedicht S. 185 „Als er 1719 den  
25. September wieder nach Schweidnitz kam."

Mit ihren Gunstbezeugungen kargte Leonore gegen ihren Dichter offenbar sehr, so daß dieser sich in einem Gedicht (S. 1174)<sup>13)</sup> darüber beklagt und ihr in dem Ged. S. 1047 „Als sie ihn der versprochenen Reime wegen plagte" einmal vorhält:

"Galant- und schönes Kind! gewiß Du plagst mich gut,  
Dir den versprochen Reim, doch sonder Eil, zu machen;  
Allein was denkst Du denn dergleichen albre Sachen?  
Du weißt ja, daß kein Mensch etwas umsonsten tut;  
Jedoch kann ich dadurch mir einen Ruß verdienen,  
So sollst Du eilends sehn, was jetzt noch nicht erschienen."

In die erste Zeit ihrer Beziehungen (Sommer 1714) fallen wohl auch die beiden Madrigale „Von der Liebe" und „An seine Magdalis" (Ged. 558). Das Verbrechen eines ihr von Günther gestohlenen Rufses gab ihr einmal den Anlaß zu einer kurzen Verstimmung (Ged. S. 1052 und das hier wiedergegebene S. 934).

<sup>13)</sup> Die Überschrift, die der Herausgeber diesem Gedicht gegeben hat: „Als er sich seiner Abwesenden erinnerte" deutet auf einer mißverständlichen Auffassung des Gedichts.



„Alte Schönheit! nimm die Buße  
Eines armen Sünders an,  
Welcher Dir mit einem Kusse  
Gestern Abends weh getan,  
Und auf Deinen Rosenwangen  
Einen schönen Haub begangen.“

„Gönne mir nur dieses Glück,  
Bald mit Dir versöhnt zu sein,  
Bis nach manchem kalten Blicke  
Deiner Augen Sonnenschein  
Mir und meiner Hoffnung lache  
Und mich endlich lühner mache.“

Ender s hat in seinen Mitteilungen und Studien „Güntheriana“ (Zeitschrift f. d. Philologie 1907 S. 195) mit unumstößlicher Sicherheit nachgewiesen, daß dieses Gedicht in einer von Schweidnitz'er Schulfreunden Günthers geschriebenen Jugendgedichtsammlung enthalten ist und daher schon in Schweidnitz entstanden sein muß. Freilich kommt nicht das Jahr 1715, sondern die Zeit der ersten Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen Günther und Leonore, also allein das 2. Halbjahr 1714 in Frage. Man darf aber wohl noch einen Schritt weiter gehen und auch das Gedicht S. 922, weil aus der gleichen Situation entstanden, wie in den ersten Drucken als zusammengehörig behandeln. Die von dem Herausgeber Fessel fabrizierte Überschrift „Als er gleichfalls zu einer anderen Zeit dicht berauschet war“, auf deren Unsinnigkeit schon F u l d a (Günther 121) hingewiesen hat, ist dann natürlich mit der sonst nicht so übelen Ender s' schen Erklärung (Zeitfolge 154) nicht zu halten. Die von Fessel mißgedeuteten Verse:

„Schweigen will ich mit dem Munde,  
Da das Herz nicht reden darf;  
Das Verhängnis dieser Stunde  
Handelt etwas gar zu scharf.  
Ich soll reimen und nicht wissen,  
Was sich diesmal reimen soll.“<sup>12a)</sup>

<sup>12a)</sup> (Aehnlich B. 45 des Ged. 241 „Weiß ich doch nicht, wen ich meine“, eine scherzhafte Anspielung auf ein von Leonore in dem Bestreben, ihre Beziehungen zu Günther

Fülle nur mit Deinen Küffen  
Die gesuchte Strophe voll!"

haben keinen anderen Sinn, als daß Leonore zwar nicht die Muse ihres Verehrers in Acht und Bann getan, aber ihm zur Strafe untersagt hat, seine leidenschaftlichen Empfindungen für sie in die an sie gerichteten Verse zu ergießen. Er soll reimen, ohne daß er mit seinem Herzen dabei ist! Die „ungewohnten Bande“, die seinem Herzen Schweigen gebieten, sind die Bande der Liebe, für ihn aber nur insofern ungewohnt, als er in dem vorangegangenen Halbjahr davon frei war. Man muß nun freilich noch weitere Folgerungen ziehen und die Gedichte S. 249, 251 und 252 ebenso in dieselbe Zeit und demselben Ereignis zuordnen. Auf die verschiedenen Anklänge in diesen 3 Gedichten hat schon Enders (Zeitfolge 175) aufmerksam gemacht. Dieselben Anklänge (kluge Schönheit, Schönheit der Welt, kluges Kind etc.) finden sich auch in den sicher der Schweidnitzer Zeit zuzuweisenden Gedichten S. 934 (s. oben), 318 und 253, das für Günther deshalb eine große Bedeutung hat, weil es die spröde Zurückhaltung Leonorens schließlich besiegt und ihm das Jawort der Geliebten eingetragen hat.

Als nämlich die Geliebte ihren Minnesänger immer weiter in den Schranken eines platonisch schmachtenden Liebhabers hielt und ihm deshalb wegen eines geringen Übergriffs ein 2. Mal schmolte (Die 2 Gedichte „an seine Schöne“, Nachlese 94 und Ged. 260, „Als er sich einstens gegen sie zu frei aufgeführt“, Ged. 942 und „Als er sie wieder zu besänftigen suchte,“ Ged. 265 betreffen diese kleine Verstimmung), da entschließt er sich, in dem eben erwähnten Ged. S. 253

vorläufig geheim zu halten, gegebenes Verbot, in den Gedichten ihren Namen zu nennen. Daher die vielen Personifikationen statt des Namens der Geliebten in den Gedichten bis zum Verlobungstage (wie z. B. in Zeile 17 weiterhin) und alsdann noch Magdalis als Deckname. Vielleicht hat ein von Leonore gewünschtes Akrostichon auf ihren Namen (das inhaltlich ganz unpersonliche Ged. 90) das oben mitgeteilte Gedicht begleitet.

„Als er endlich wagte, ihr seine Liebe zu entdecken“  
Leonoren seinen qualvollen Zustand vorzustellen und  
sie um das Geständnis ihrer Liebe anzuflehen.

„Flammen in der Brust empfinden  
Und dabei nicht Feuer schreien,  
Heißt die Ruten größer binden  
Und sein eigener Henker sein.  
Die Verhehlung der Gedanken  
Labet keinen dürrn Mund,  
Und die Scham verliebter Kranken  
Macht das Herze spät gesund.

Drum wohl an, mein Geist, entdecke  
Dies, was Deine Sehnsucht quält,  
Frisch gewagt, kommt bald zum Zwecke,  
Den die Furchtsamkeit verfehlt.  
Nein, mein Herz, ach schweig' und glaube,  
Dein Entdecken hilft Dich nicht,  
Weil bereits die schöne Taube  
Einem andern sich verspricht.“

Auch die 1. Strophe des vorerwähnten Gedichtes  
„An seine Schöne“ aus der Nachlese verwendet das  
von E n d e r s (Zeitfolge 90) in seiner Beziehung wohl  
erkannte Bild der Taube:

„Nur Eine bleibet meine Taube,  
Und dieses, wertest Kind, bist Du;  
Die Welt hat nichts von süßem Schmerze,  
Als wenn ich Dir, vertrautes Herze,  
Die Arme um den Nacken tu  
Und dort zwei handvoll Blumen raube.“

Daß das andere Gedicht „An seine Schöne (Ged.  
S. 260) und damit auch das denselben Vorfall behan-  
delnde Ged. S. 942 in diese Zeit fällt, ergibt sich jetzt mit  
aller Bestimmtheit aus der schon erwähnten Schweid-  
nitzer Jugendgedichtsammlung, die grade das erste  
von diesen beiden Gedichten enthält (E n d e r s, Zeit-  
schrift f. d. Philologie 1907, 196). Es folgt dann weiter  
aus der Verwendung des Bildes „Taube“, daß Dr.  
T ä u b e r, der im Sommer 1715 um Leonorens  
Hand warb, schließlich aber am 14. Januar 1716 ihre  
jüngere Schwester Maria Euphrosina hei-  
ratete (Ged. 538), schon im Frühjahr 1715 in Leonorens

und Günthers Gesichtskreis trat und bei diesem nicht unbegründete Befürchtungen erweckte. Daher ist das Entdeckungsgedicht Günthers in der vorher mitgetheilten 2. Strophe mit einer genügend deutlichen Anspielung auf den Mitbewerber von einer keimenden Eifersucht diktiert.

Der Enders'schen Untersuchung über die Entwicklung, die das Liebesverhältnis nun von Anfang April 1715 an nimmt, können wir mit der einen Ausnahme folgen, daß seine Störung durch die Werbung Täubers nicht erst in den November, sondern schon in die letzten Wochen des Monats August fällt. Dies läßt sich sowohl aus dem Umstande entnehmen, daß nach dem im Oktober 1715 von Leonore genommenen Abschied Günther nicht mehr in Schweidnitz anwesend ist, als auch namentlich aus dem Schweidnitzer Taschenbuch Günthers nachweisen, um dessen endgültige Erschließung sich Dr. Enders nach den Vorarbeiten B. Lizmanns ein großes Verdienst erworben hat. (Zeitfolge 20 f. und 92 ff.)

Am Vorabend des 3. April 1715 (des Namens-tages Günthers) erhört ihn endlich Leonore und gibt sich ihm zu eigen. Er feiert später diese denkwürdige Nacht als den Zeitpunkt ihrer Verlobung und vergißt selbst in seiner traurigsten Zeit nicht, ihr das schöne Erinnerungsmal in dem Gedicht S. 631 „Bei der Widerkunft der Nacht auf den 2. April 1720 in Lauban“ zu setzen:

„Ach! kann Natur und Jahr Dich ja nicht ganz vermissen,  
So schleich doch unvermerkt, Du sonst beliebte Nacht,  
Und laß mich jetzt nur nichts von Lust und Schweidnitz  
wissen,

Bis daß ein bess'rer Stern die Ankunft froher macht.  
Ich bin ja nicht geschickt, Dich würdig zu empfangen,  
Ich kann Dir nicht wie sonst mit Wein entgegen geh'n.

Ich kenne Dein Verdienst so gut als meine Pflichten,  
Du hast mir auf der Welt den größten Wunsch erfüllt,  
Und da fast alles schwur, den Anschlag zu ver-  
nichten,  
Mit Leonorens Gunst viel süße Furcht gestillt.

Doch glaube das dabei, Du kommst mich hoch zu stehen,  
Was hab' ich nicht geseufzt, gedichtet und gesonnen!  
Wie öfters mußt' ich nicht zu Bette wachen gehn!  
Was ist es nicht vor Dual, drei Vierteljahr zu  
schweigen,  
Wenn Gegenwart und Wort die stumme Lieb erhitzt?  
Wie viel bedarf es Kunst, die Flammen recht  
zu zeigen,  
Was fühlt man, wenn das Kind dem andern  
näher sitzt?  
Jedoch ein Augenblick macht aller Müß vergeffen,  
Ja, segensvolle Nacht! Dies tat Dein Augenblick,  
Ich kann das süße Wort nicht oft genug ermessen:  
Behalt, mein Kind, das Herz! Ich will es nicht zurück.

Ich feire Jahr vor Jahr in Dir das Fest des  
Bundes,  
Ich opfre, was und wie Gelübd' und Recht versprach,  
Mit Bechern auf das Heil des allerliebsten  
Mundes,  
Aus dem das freie Ja mit keuschem Bittern  
brach."

In Leonorens Garten und im Beisein ihrer Freundin konnten sich die Verlobten nun an den Frühling- und Sommerabenden etwas freier bewegen. In dem Entwurf zu einem an die Freundinnen gerichteten Gedichte aus dem Schweidnitzer Taschenbuch (Nachlese 185) erinnert sie der Dichter vor dem Abschiede von Schweidnitz daran mit den Worten:

"Gedenk ich an das Gartenfeld,  
Das euer Schweiß so oft geneket,  
So schwör ich, daß mich auf der Welt  
Nichts, als die Abendluft, ergözet,  
Wenn mir dies Paar zur Seiten ging,  
An dem mein Herz und Wohlsein hing." \*)

\*) Der Garten, den Dr. Sachmann ausweislich der Steuerindiction der Stadt Schweidnitz Rep. 40 Nr. VI 7 g bis 1727 an der Ziegelgasse zu eigen besaß, hat demnach in der Nähe der jetzigen Kurzen Gasse gelegen. Einen weiteren Grunderwerb hat ihm seine 49 jährige Tätigkeit in Schweidnitz nicht möglich gemacht. Der Garten ist auf dem Plane II der Liefleschen Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763 Stück IV (Freiberg 1781) östlich von der Quenette des Striegauer Forts genau verzeichnet, an der östlich und südlich vorbei die Ziegelgasse zu dem

Auf den 18. April 1715 (nicht 9. April 1716) ist das kleine Gedicht S. 1051 „Als er seiner Magdalis nichts zum grünen Donnerstage geben konnte“ zu sehen. Die ersten 2 Verse

„Getreue Magdalis, Du forderst zwar den Zoll,  
Der jährlich wieder kommt zum grünen Donnerstage.“

wollen nur besagen, daß es Sitte sei, sich alljährlich zu beschenken. In der neckischen Begründung ferner, daß Leonore doch bereits sein Herz gewonnen habe:

„Kein guter Marzipan, kein Mantel von Damast  
Läßt meiner Armut zu Dich reichlich zu beschenken,  
Und weil Du gestern schon mein Herz gestohlen  
hast,

So steht es nicht bei mir, es heute Dir zu schenken.“

ist das „gestern“ wohl nicht wörtlich zu nehmen.

Das in den Ausgaben an dieses anschließende Gedicht „An eben die Vorige, als er sie auf einige Zeit entbehren sollte“ scheint auch in der That zeitlich auf das andere zu folgen. Günther begibt sich gewiß wieder, wie im Jahre vorher, zur Feier des Namenstages seines Vaters (21. Juni) in seine Vaterstadt.

„Zwei Tage soll ich Dich und Deinen Umgang  
meiden,

Du treue Magdalis! Das geht mir bitter ein;  
Bringt mir die kurze Zeit solch ungemeines Leiden,  
Wie groß, bedenk es doch, wird nicht mein Schmerz sein,  
Wenn ich das Vaterland mit einer fremden Erde  
Auf so viel Jahre bald einmal vertauschen werde?“

Auch der 10. Juli (der Tag vor Leonorens Namenstage) spielt in Günthers Erinnerung wohl deshalb eine wichtige Rolle, weil er am 10. Juli 1714 sich der Geliebten mit der ersten Dichtung genähert hatte. So ruft er sich in dem einen, am 10. Juli 1720 in Lauban entstandenen Gedichte S. 316 „Auf die Morgenzeit bei Erinnerung Leonorens“ die schöne Zeit des Sommers 1715 in das Gedächtnis:

---

Feldwege nach der auf Schönbrunn zu gelegenen Ziegelei führte. Nach S. 7 ebenda sind die Vorstädte und Gärten bei dem Bau der Festungswerke auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschont worden.

„Ich ließ den Schlaf vergebens auf mich warten,  
Und wenn mein Fleiß die finstre Nacht  
Mit Kuß und Büchern zugebracht,  
So zogst Du mich gleichwohl noch in den Garten;  
Da träufelst mir erst das süße Mannabrot  
Noch reicher als Dein Tau vom allerliebsten Munde,  
Da macht ich oftermals mit unserm süßen Bunde,  
Ich glaub aus Eifersucht, Auroren noch so rot.

---

Ach Schweidnitz! ach! Du Bild von Salems Thoren,  
Du Lustplatz meiner jungen Zeit,  
Die sich den Musen ganz geweiht,  
Was hab ich nicht mit Dir vor Fried und Heil verloren?“

Und nun setzt als wichtige biographische Quelle das Schweidnitzer Taschenbuch Günthers mit einem Gedicht S. 300 „An seine Schöne“ ein, dessen Entstehungszeit sich aus der verworfenen Fassung im Manuskript „Vielleicht wirst Du in 40 Tagen So lange ich noch bey Dir bin, den Abschied . . . .“ mit Sicherheit auf etwa den 8. August 1715 bestimmen läßt (E n d e r s , Zeitfolge 92). In diesem Gedicht gibt der Dichter der Eifersucht Raum und drückt angesichts der fortgesetzten Bemühungen Täubers um Leonorens Gunst die Befürchtung aus, daß sie ihnen, wenn er erst einige Zeit von Schweidnitz fort sein werde, nachgeben könnte.

„Wer weiß, wer Dich in einer Frist  
Von 24 Wochen küßt?“

d. h. um Mitte Februar 1716? Leonore scheint diesen Zweifel ihrem Dichter stark übel genommen zu haben. Denn das nächste (unvollständig gebliebene) Gedicht des Taschenbuchs (Nachl. 176 f) beginnt mit den Versen

„Wohin, erzürntes Frauenzimmer?  
Wohin? Vielleicht zu Deiner Qual.  
Bisweilen hilft nicht allemal  
Und oft gedroht, erschreckt nicht immer.“

und sollte gegen Schluß mit dem Gelübde der Besserung der Versöhnung das Wort reden:

„Verbanne den empfangnen Groll  
Und komm, eh man den Torschluß läute,  
Daß ich zu der Versöhnung schreite,  
Die jetzt und ewig dauern soll.“

Demselben Zwecke dient das durch seine schalkhafte Spitze noch von Günthers Gleichmut zeugende Gedicht „Er suchet seine erzürnte Schöne zu besänftigen“ (Nachlese 95) u. Ged. 255. Nun hält Täuber wirklich um Leonorens Hand an. Das an sie gerichtete Gedicht S. 560 „Als er von seinem Nebenbuhler abgestochen zu werden besorgte“ behandelt dies Ereignis. Als die Geliebte ihn jedoch aus der Liebespein nicht rasch genug befreit, so verliert er die Fassung und dichtet den wegen der Anklänge an Hauffs „Reiters Morgenlied“ auffallenden volksliedmäßigen „Abschied von seiner ungetreuen Liebsten: Wie gedacht, vor geliebt, ist ausgelacht“ (Nachlese 98). Günther erhält aber nach der kurzen Zeit qualvoller Ungewißheit von seiner Braut die Entscheidung, die er gleichwohl im Stillen erhofft hat und die er sich in dem Liede (Ged. S. 257) „Daß man im Lieben nicht auf Reichtum, sondern auf die Vergnügung sehen müsse“ selbst entwirft, nämlich die Bestätigung ihrer Treue.

Durch diese Absage an die ungetreue Liebste und 2 anschließende Gedichte ist in dem Schweidnitzer Taschenbuch ein in der Nachlese in 3 Teile zerlegtes, in biographischer Hinsicht wichtiges Gedicht derart getrennt, daß die ersten 3 und die letzten 4 Strophen auseinandergerissen sind. Die erste von diesen durch L i z m a n n zuerst als ein Gedicht erkannten Strophen zeigt deutlich, daß es schon nach der Schulentlassung, aber noch vor dem Abschied Günthers von Schweidnitz geschrieben ist.

„Mein Buch, das eure Feder kennt,<sup>14)</sup>  
Das Zimmer, das nun wüste stehet,  
Der Herd, der jezund einsam brennt,  
Die Straße, so nach Striegau gehet,  
Der Abend, so den Freund erstach,<sup>15)</sup>  
Daß mir das Herze zehnmal brach,  
Das alles, sag ich, sind fürwahr  
Die Friedensstörer meiner Sinnen . . . . .“

<sup>14)</sup> Sein steter Begleiter Horaz, in dem die Geliebte und ihre Freundin die Verse abgezählt hatten (s. Ged. 629).

<sup>15)</sup> s. S. 7 Zeile 16 hier.

Das Gedicht wendet sich an die Geliebte und ihre Freundin Johanna. Der Dichter gibt sich im Ausblick auf das nahe Scheiden schmerzlichen Erinnerungen und Abschiedsgedanken hin. In einem kleinen Gedicht aus Lauban „Als er sie mit einer Bitte beschwerte“ (Ged. 1048) ruft er ihr später zu:

„Gedenk an Schweidnitz, Ruschkwitz, Bore.  
Dies was ich dort gewesen bin,  
Das werd ich ewig sein und bleiben.

Und in dem zu seinem 3. und letzten Abschied von Leonoren (September 1720) verfaßten Gedichte S. 337 „Hier hast Du nun den dritten Schwur“ führt er denselben Gedanken noch weiter aus:

„Besinne Dich, was Schweidnitz wies,  
Von innen zwar ein Paradies,  
Von außen Unruh, Zank und Plagen;  
Und kommt Dir Ruschkwitz in den Sinn,  
So denk auch dort nach Bora u hin,  
Wo mich Dein Abschied wundgeschlagen.“

Günther hat hiernach in R u s c h k o w i t z bei Nimptsch mit der Geliebten (und ihrer Freundin) einige Tage süßen Angedenkens, in denen sie sich ihrem Liebesglück wohl zum ersten Male ganz ungestört und ungezwungen hingeben konnten, kurz vor dem ersten Abschiednehmen verlebt. Es kam dies nur nach der Aufführung seines Theodosius, dessen Vorbereitung und Regie ihn Wochen lang vorher in Tätigkeit gehalten haben müssen, also nach dem 25. September 1715 auf die letzte Einladung seines die Universitätsferien zu Hause verbringenden Schulfreundes Friedrich von Bock und Polach<sup>10)</sup> und seines Vaters hin geschehen sein. Und was für entzückende Tage muß unserem Dichter das „Kleine Ruschkwitz“ geschenkt haben, der Ort mit den lieben Erinnerungen an die Jugendgefährtin Flavia, an dem er so gern mit seinem Freunde in den Schulferien gewohnt hat, daß er es in dem Ged.

<sup>10)</sup> Er ist ein Jahr vor Günther abgegangen und schon am 20. Jan. 1715 auf der Universität Frankfurt immatrikuliert. (Kopp, Studien über Günther, Euphorion 1894 S. 726.)

S. 668 „Auf das Absterben der Frauen Hedwig von Wenzkh<sup>17)</sup> vermählten von Boß (11. April 1715)“ fast überschwänglich preist:

„Dein angenehmer Kreis, Dein schmeichelndes  
Gefilde,

In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schiffet,  
Die Einfalt der Natur den Maler übertrifft,  
Macht unser Schlesien zu Edens Ebenbilde.  
Der Tag gab gute Nacht, der Abend ward gleich jung,  
Als ich den ersten Fuß auf Deinen Boden sagte;  
Der West, so dazumal mit Deinen Linden  
schwazte,

Bezaubert auch mein Ohr durch die Erinnerung.

Wie ofters reizte mich die Wollust Deiner Auen,  
Wenn mir ein heitrer Tag die Lust zur Arbeit  
stahl,

Bald einen frischen Hain, bald ein lebendig Thal,  
Bald die Ergöglichkeit der Wiesen anzuschauen.  
Wenn dann nun der Horaz, so mein Gefährte war,  
Ein Tibur mir beschrieb, so konnt ich hier das Wesen,  
Gleichwie den Schattenriß aus seinem Buche lesen  
Und nahm der Müdigkeit nur aus dem Schweiß wahr.“

Daß Leonorens Schweidnitzer Freundin Johanna zu diesen Abschiedstagen in Ruskowiz mit eingeladen wurde, darf nicht Wunder nehmen. Beide werden, da die Schule ja den Umgang der Schüler mit der weiblichen Jugend begünstigte, gewiß schon vorher, als der Sohn des Hauses<sup>18)</sup> noch der Schweidnitzer Schule angehörte, mehrmals Gäste der Familie von Boß gewesen sein. Der Gedanke, diesen Freundschaftskreis noch einmal vor der Abreise der Hauptperson aus Schlesien an der gastlichen Stätte zu vereinigen, lag gewiß nahe. Leonorens Freundin braucht dabei zu der Familie von Boß gar nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben. Das zweite damals von Günther in Ruskowiz gedichtete und in das Schweidnitzer Taschenbuch eingetragene Lied „Der verliebte Kummer“ (Ged. 1177) wendet sich nur an die Freundin

<sup>17)</sup> Die Ausgaben haben bei diesem Gedicht den richtigen Namen, dagegen bei zwei Trauergedichten fälschlich Wenzkh.

<sup>18)</sup> Günther bezeugt einmal (Ged. 1047) die große Berliebttheit seines Freundes.

(die Vertraute seiner Liebe) und erwähnt (ein weiterer Beweis für den Entstehungsort) der Kuschkowitzer Linden. Nach Strophe 2 dieses Liedes (s. Wanderer 1907 S. 6 Anm.\*) muß der Abschiedsbefuch Günthers in die letzten Tage des Septembers und in die erste Hälfte des Oktobers 1715 fallen. Er geht später auf mehrere Tage nach Striegau, um mit seinem Vater die Pläne für das Universitätsstudium und das zu seiner Reise und zu seinem Fortkommen Erforderliche zu besprechen. Zu diesem Zwecke nimmt er in dem Gedicht S. 256 „Als er sie seiner beständigen Treue versicherte“ nur einen vorläufigen Abschied von Leonoren:

„Weine nicht, mein Kind, ich bleibe  
Dir bis in den Tod getreu.“

Sagt er doch weiterhin:

„Jetzt geb' ich Deinem Kusse  
Eine kurze gute Nacht  
Und gehorche diesem Schlusse,  
Welchen das Verhängnis macht;  
Doch ich will in wenig Tagen  
Dir die Ankunft wieder sagen.“

Der Empfang im Vaterhause kann nicht freundlich gewesen sein, da die satirischen Ausfälle des jungen Dichters, zuletzt im „Theodosius“, böses Blut gemacht hatten und die Klagen der davon Betroffenen an das Ohr seines Vaters gedrungen waren. Ihn scheint der Sohn schon damals nicht gesprochen zu haben (Wittig, Neue Entdeckungen 27 Anm.) Die Mutter des Dichters war seit 4 Jahren tot, wie die (vielumstrittene) Eintragung im Striegauer katholischen Begräbnisbuch meldet: „1711 April 3. Hr. Günthers sein Hausweib †.“ Der alte Doktor Günther hatte aber nach wenigen Jahren wieder geheiratet, und über den Tod der Stiefmutter des Dichters meldet dasselbe Kirchenbuch „1724 Martius, Herr Johann Günthers seine Chewirtin; nauß \*.“ Da sich Wittig (a. a. D. 324), um das Vorhandensein der Stiefmutter auch sonst nachzuweisen, u. a. auf eine Bersübung in dem Schweidnitzer Taschenbuch, worin die Zeile vorkommt „Als ihn die Stiefmutter

suchte," gestützt hat und da die Versübung durch E n d e r s als der Versuch einer Übersetzung aus einem alten lateinischen Schriftsteller (Alciatus) belegt worden ist, so mag diese für Günthers Lebensgeschichte nicht unwichtige Frage nur noch kurz gestreift werden. Die gedachte Feststellung des Dr. E n d e r s kann, so verdienstvoll sie auch ist, jedenfalls nicht gegen die Wittigische Behauptung in das Feld geführt werden, zumal ja gerade die eigenen Verhältnisse den Dichter dazu gereizt haben können, die für seine eigne Lage passenden lateinischen Verse zum Gegenstand des Übersetzungsversuchs zu machen. Nun hat nach Dr. Robert Köhlers Vorgang L i z m a n n (Textkritik 138) die erste Kirchenbuchnotiz jemandem vom Gesinde zuweisen wollen und V i c t o r S c h l i e b i z (Joh. Chr. Günther, Striegau 1895) eine Bestätigung dessen in folgender 30 Jahre jüngeren Buchung des evangelischen Begräbnisbuchs zu finden geglaubt: „Friedrich Reichs Hausweib mit Namen Susanna Adlerin,“ indem er diese wegen der Beifügung ihres Familien- und Vornamens als Reichs Haushälterin oder Wirtschaftlerin ansieht. Es kommen jedoch ähnliche Eintragungen im evangelischen und die lakonische Buchung „Hausweib“ (ohne besondere Namenshinzufügung) im katholischen Begräbnisbuch so häufig vor, daß man auf den Gedanken kommen müßte, es sei eine allgemeine Sitte gewesen, der Hausfrau noch eine Wirtschaftlerin oder Haushälterin zur Seite zu stellen, was bei den damaligen dürftigen Lebensverhältnissen der Striegauer Bürger kaum anzunehmen ist (s. S. 4 hier). Die folgenden Proben aus dem katholischen Kirchenbuch, dessen Führer mit der Bezeichnung verheirateter Frauen als Hausweib, Wirtin oder Hauswirtin, Frau, Weib, Eheweib, Ehefrau, Ehewirtin eben nur abwechselt und darin je nach dem Stande und namentlich nach der Konfession der Verstorbenen Unterschiede macht, mögen zeigen, daß in dem offenbar von derselben Person geführten Kirchenbuch niemals der Vorname und Familienname der verstorbenen Ehefrauen hervor-

gehoben ist: „1709 Sept. 20 Christoff Langers Hausweib — Nov. 2. Hannß millers Hausweib — 1711 Jan. 12. George Groschers Hausweib von muraw (Dorf Muhrau) — 21. Wilhelm Diepolds seine Wirtin Burgers und Tiergärtners — Sept. 21. Leopoldt Gericius sein Hausweib — 1712 Febr. 20 Hr. Johann Kadermunde sein Ehefrau — Julius 1. Adam Bartsch sein Chewirtin — Sept. 6. Herr Doktors schüfels sein Frau von der schweinschen gassen ist rein begraben auff den Kirchhoff nach Cathol. Brauch — 1713 November 24. Johann anton sein Chewirtin. — Dkt. 29. Christoph Langes Burgers und Fleischhackers sein Weib. Herein (d. h. auf den katholischen großen Kirchhof) — 24. Nov. Andreas Neumanns sein Hausweib. hinauß (d. h. auf den gemeinschaftlichen Nikolafriedhof außerhalb der Stadt).“

Schon diese Zusammenstellung macht es einleuchtend, daß alle aufgeführten „Hausweiber“ nicht Hauswirtschafterinnen oder Wirtschafterinnen oder gar Hausmieterinnen, sondern Ehefrauen<sup>17)</sup> der genannten evangelischen Männer gewesen sind. Die Kirchenbücher hatten doch früher die Aufgabe, den Personenstand der Gemeindeglieder zu beurfunden, und die Konfusion, die entstanden wäre, wenn der Kirchenbuchführer dienende Personen oder Mieterinnen nur nach dem Namen ihrer Arbeit- oder Quartiergeber bezeichnet hätte, ist gar nicht abzusehen. Bei verheirateten Frauen konnte allein eine solche kurze Bezeichnung genügen, da ihre Identität sich wieder durch das Trauregister nachweisen ließ. Hatte einmal der Kirchenbeamte eine Wirtschafterin oder alleinstehende Haus-

---

<sup>17)</sup> Auch nach Grimms Wörterbuch hat Hausweib in erster Linie die Bedeutung von Frau des Hauses (belegt aus Goethe, Jean Paul und Seume). Nur der Erfurter von Stieler verzeichnet in seinem Wörterbuch „Der deutschen Sprache stammbaum oder teutscher Sprachschatz“ (Nürnberg 1691) auch die Nebenbedeutung von weiblichem Hausgesinde.

bewohnerin einzutragen, so geschah dies wohl, wie in folgenden Buchungen: „1718 Julius 3. Anna Sieglerin ein Weib aus der Stadt biß 70 Jahr alt herein“ oder „1720 Februarius 18. Margareta Müllerin, ein Wittib allhier. alters 87 Jahr. hinauß.“

In dieser alten Frau hat Wittig mit Eifer und Geschick diejenige alte Dienerin des alten Dr. Günther gefunden, an die wohl Robert Köppler und Lizmann bei der Verwerfung der Totenbucheintragung vom 3. April 1711 gedacht haben, nämlich die Kirchheitzwärterin des jungen Günther, deren schlichtem Wirken er das schöne Denkmal in einem seiner berühmtesten Gedichte „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit“ (Nachl. 20) gesetzt hat:

„Von Fabeln bei der Rodenzunft  
Empfand ich mehr Vergnügen,  
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,  
In welchen Knoten liegen.  
Ja, wenn mir auf der Ofenbank  
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,  
So schien die alte Grete  
Mein künstlichster Poete.“

Aus den als echt überlieferten Gedichten Günthers läßt sich nichts gegen, vielmehr eher für die Annahme einer ihm mißgünstigen Stiefmutter herleiten. Hierüber mag der dafür interessierte Leser das von Wittig in seinen „Neuen Entdeckungen“ (S. 170 bis 188) nahezu vollständig zusammengetragene Material nachschlagen. Nur zu einer Auslegung Wittigs soll hier ein unterstützender Umstand herangezogen werden. Die Erzählung des Dichters in seinem Bericht über seine erste Heimkehr im Herbst 1719 (Nachl. 52): „Die treue Mutter lag, die Schwester weint und schwieg“, versteht Wittig unter Anlehnung an dieselbe Ausdrucksweise in Günthers „curriculum vitae“ (Wittig a. a. D. 159) dahin: „Die treue (rechte) Mutter lag d. h. ruhte längst im Grabe.“ Hier haben wir aber zugleich eine Besonderheit der Sprache, einen sog. Provinzialismus, vor uns, wie er durch einen aus-

gezeichneten Kenner schlesischer Mundart, den Dialekt-  
dichter August Lichte („Meine Muttersprache“,  
L. Heege in Schweidnitz 1893) in folgender Mitteilung  
über einen Verstorbenen (Franz Moor) belegt wird:  
„Wu is 's o'm Murla Franze (a leit (liegt) und ruht)  
amol gegangen.“

Nur die noch viel angefeindete eigene Lebensbe-  
schreibung Günthers bezeugt ausdrücklich den frühzei-  
tigen Tod seiner Mutter (abgedruckt von Wittig a.  
a. D. S. 168). Die Neuausgabe dieser „Curiosen  
und merkwürdigen Lebens- und Reise-  
beschreibung“ (mit den „Liebesbegebenheiten“)  
und damit den umfassenden Beweis für ihre Echtheit, für  
die von mir im „Wanderer“ von 1906 S. 162 ff. einige,  
aber m. E. durchschlagende Beweismittel vorgebracht  
worden sind, bereitet Wittig seit Jahren vor. Meine  
Erwartung, etwas Neues aus den „Liebesbegebenheiten“  
zur Darstellung von Günthers Schweidnitzer Erleb-  
nissen benutzen zu können, hat sich leider nicht erfüllen  
lassen. Auf eine mahnende Anfrage hat der Nestor  
der Güntherforscher erwidert, daß er gern zu dem auch  
ihn nahe angehenden Jubiläum des ehemaligen Schweid-  
nitzer Lyceums so manches Neue und Überraschende  
zur Lebensgeschichte Günthers beigebracht und vor  
allem die Echtheit jener beiden viel bezweifelten  
Dichtungen überzeugend nachgewiesen hätte, jedoch  
durch längere schwere Krankheit daran verhindert wor-  
den sei, indes bis zu dem Tage, an dem sich Günthers  
Eintritt in diese Schule zum 200. Male jährt, sein letztes  
Werk über ihn bestimmt zu vollenden hoffte.

In seiner „Geschichte des Lyceums be-  
der evangelischen Friedenskirche zu  
Schweidnitz . . . zu der Feier seines 100 jährigen  
Jubelfestes 1808,“ hat sich „Joh. Benj. Becker, erster  
Kollege am Lyceo“, um nicht zu weitläufig zu werden,  
in dem § 49 (Einige merkwürdige Männer, die ehemals  
Zöglinge des Lyceums waren) nur auf solche beschränkt,  
die nachher teils höhere Staatsämter bekleideten, teils  
„unserer guten Vaterstadt“ wichtige Dienste leisteten,

und daher u. A. wohl S v a r e z , den Schöpfer des allgem. preuß. Landrechts, den älteren L a n g h a n s und den Schulminister Friedrichs d. Gr. Frhrn. v. Z e d l i z angeführt. Johann Christian G ü n t h e r s aber, der Schweidnitz und seine Schule wiederholt besungen und ihrem Namen in der National-Literatur einen guten Klang verliehen hat, ist in jener Gelegenheitschrift nicht mit einem Worte gedacht. So weit war damals Günther bei denen, die er zunächst etwas anging, in Vergessenheit geraten. Da ist es denn zu wünschen, daß die gegenwärtige Feier der Stiftung jener Schule nicht vorübergeht, ohne daß eine neue Beziehung zu Günther nicht bloß von den Festteilnehmern gewonnen wird. Er selbst hat in treuer Dankbarkeit oft an diese sonnigste Zeit seines Lebens und an die Stätte seines Glückes zurückgedacht und schon lange vor seinem Abschied, im März 1714 zu ihrem Preise gesungen (Ged. 905):

„Dich, S c h w e i d n i z , nimmst das Glück  
Vor andern in den Schoß,  
Des Himmels Gnadenlos  
Baut Deiner Wohlfahrt Brücke;  
Dein Wachstum soll bekleiben<sup>18)</sup>  
Dein Segen ewig sein;  
Des Glückes Sonnenschein  
Soll stets Dein Leitstern bleiben.“

Und Anfang 1716 ruft er noch der damals auf Besuch in Breslau weilenden Geliebten die in S c h w e i d n i z gemeinsam verlebte, glückliche Zeit also ins Gedächtnis:

Geliebtes S c h w e i d n i z , das Vergnügen,  
So mich bei Dir im Schoße trug,  
Wird nicht so bald mein Herz besiegen,  
Das von der Wollust heftig schlug,  
Wenn die getreue Magdalis  
Mich brünstig in die Arme riß.“

<sup>18)</sup> festwurzeln.

Von demselben Verfasser sind u. A. erschienen:

### **Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge.**

Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner. Eleg. geb. 1,80 M., brosch. 1,20 M. (May Leipelt, Warmbrunn).

Dresdener Anzeiger: „Das Buch ist mit Freude zu begrüßen und die Frucht fleißigen, gewissenhaften Forschens. Es wird jedem Literaturfreunde eine wertvolle Gabe sein, umsomehr als H. sich als ausgezeichneten Erzähler kundgibt“. — Münchener Allg. Ztg.: Ein sehr hübsch ausgestattetes, mit liebevollem Sinn und nicht ohne Kenntniss geschriebenes Buch.

**Schlesiens Geschichte und geschichtliche Sage im Biede.** 1 M. (Breslau, Wilhelm Köbner).

**Helden von Hohensriedeberg.** Geschichtliches Lustspiel. 60 Pf. (Sauer, Oskar Hellmann).

**Was errungen die Alten, wir wollens erhalten.** Soldatenfestspiel. Dsgl. (Wüstegiersdorf, M. Jakob)

**Goethe in Breslau und Oberschlesien** und seine Werbung um Henriette v. Büttwitz. Mit reichem Bildschmuck 3 M. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.)

Zeitschrift für Bücherfreunde: „Eine sehr interessante Broschüre“. Monatsblätter (jetzt Der Osten): Die Götheforschung sieht sich hier vor eine Aufgabe gestellt, die über ihre landläufigen Arbeiten hinausragt.

Schriften über J. Chr. Günther aus dem Verlage von L. Heege, Schweidnitz.

**Wittig, Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Joh. Chr. Günther.** (LIV u. 362 S.) 6 M. Dazu die Ergänzung:

**Wittig, Urkunden und Beläge zur Güntherforschung.** 1,50 M.

Die Breslauer Zeitung schließt die warme Empfehlung: „Es sei noch auf die geschmackvolle Ausstattung des Werkes hingewiesen, das in keiner gebildeten Familie fehlen sollte.“





Verlag von Oskar Hellmann in Jauer.

---

# Goethe.

Sechs Vorträge von Dr. Arthur Luther.

Mit Titelbild:

Der junge Goethe, modelliert von Professor Seffner.

Verlag von Oskar Hellmann, Jauer und Leipzig.

Preis 3 Mark; gebunden 4,50 Mark.

---

„Selten habe ich den immer wachsenden vorbildlichen Wert von Goethes Persönlichkeit so einleuchtend entwickelt gesehen, wie in den sechs Vorträgen, die Arthur Luther vor den Deutschen Moskaus gehalten hat. Luther ist mit seinem Gegenstand innig vertraut, er weiß die Hauptprobleme klar zu erkennen und selbständige Lösungen zu finden. Der Versuchung, innerhalb der so eng bemessenen Zeit ein vollständiges Goethebild entwerfen zu wollen ist Luther glücklich entgangen. Er stellte sich sechs Themata, die geeignet waren, in festen Rahmen eine Reihe der wichtigsten Tatsachen um je einen Hauptpunkt zu gruppieren, nämlich „Goethe und wir“, „Der Urfaust“, „Goethe und Charlotte von Stein“, „Torquato Tasso“, „Die Wahlverwandtschaften“, „Zur Charakteristik des Mephistopheles“. Luther ist einer von denen, die kraft einer reifen Bildung auch goethereif geworden sind. Am deutlichsten offenbart sich das in dem Aufsatz über die „Wahlverwandtschaften“, den ich zu dem besten zähle, was nach Abekens Fragmenten über den grossen Roman gesagt worden ist. Hoch zu rühmen ist das künstlerische Feingefühl, mit dem der Seelenbund mit Charlotte von Stein durch seine verschiedenen Stadien verfolgt und in seinen Wirkungen auf den Mann und den Dichter dargestellt wird. Dieses letzte Verdienst, die Sicherheit im Gebrauch der Sprachmittel, muß dem schönen Buche vor allem hoch angerechnet werden.“

Georg Witkowski (im Literarischen Echo).

